

Prof. Dr. Eugen Thurnher

Friedrich Georg Jünger

Dichterisches Weltbild und lyrische Form

In seiner Einführung zu Ernst Droems »Gesängen« spricht Oswald Spengler die These aus, daß es eine große Lyrik nur am Anfang und am Ende einer Kultur gebe. Aus dem Vorfrühling der Karolingerzeit erhebe sich die junge Seele des Abendlandes zu einem kühnen Flügelschlag ins Unendliche, das zum großen geistigen Welterlebnis des »gotischen« Menschen geworden sei, und in der Endzeit der Romantik sinke die gequälte, zerfahrene, künstliche Seele aus der Überhelle des selbstgewissen Geistes zurück in die Magie des unendlichen Raumes, um in der Vergangenheit, im Mythos, ihre Erlösung zu suchen. Aus dieser Weltstimmung des Aufbruchs und des Untergangs erklinge die große Lyrik. Mit dem Ausgang der Romantik aber sei der lyrische Stil zu Ende. Unwiderruflich! Es gebe zwar noch einige Lyriker, Nachzügler einer vollendeten Lyrik, jedoch die Lyrik als Stil, als einheitliche Prägung eines Lebensganzen, sei unmöglich. Das Maß der Überwindung des ewig wachen Geistes, sei es im eigenen Innern, sei es in der von ihm beherrschten Umwelt, sei so groß, daß diese letzten dichterischen Zustände hart an jene gefährlichen Grenzen streifen, von wo der Verstand sich nicht zurückfindet. Es fehle die Kraft, die ständige Gespanntheit des Geistes in dichterischen Augenblicken völlig zu lösen, um Erkenntnisse, Erfahrungen und Bilder in jene andere Ordnung umzufühlen, die nur aus der starken Einheit von Rhythmen, Farben und Klängen bestehe. Jenseits der längst abgeschlossenen Romantik werde der echte Dichter immer unwahrscheinlicher.

Mag die Betrachtung Spenglers weit mehr in den spekulativen Gedankengängen einer umfassenden Geschichtsmetaphysik ihren Ursprung haben als durch die empirische Erforschung der Lyrik selbst gebildet worden sein, so weist sie doch gültig auf das Schicksal der Kunst und des Künstlers hin, das mit dem Ende der Romantik eine grundlegende Veränderung erfahren hat.

Klang die große Lyrik des Mittelalters und der Romantik aus dem

ungeschiedenen Weltgrunde, einer letzten Einheit von Ich und Welt auf, so steht diese Möglichkeit der lyrischen Aussage den späteren Dichtern nicht mehr offen. Die Erfahrung eines geistigen Weltgrundes ist dem Dichter unserer Zeit nicht mehr im spontanen Vollzug einer Einigung mit den Dingen gegeben, sondern wird ihm nur auf dem Grund einer denkerischen Überwindung des Gegensatzes von Subjekt und Objekt zugänglich. Nicht rhythmische Einswerdung, sondern gedankliche Reflexion ist der Weg zum Gedicht. Die Welt ist dem Dichter zur Fremde geworden; die Einheit von Natur und Seele ist zerfallen; die Dinge selbst werden nicht mehr als Wesen empfunden, sondern als Sachen erfahren, erforscht und berechnet. Das sogenannte Dinggedicht ist der sinnfällige Ausdruck dieser neutralen Stellung des Dichters zur Welt. Der überhelle Verstand hat die naive Bindung der Seele an die Dinge zerstört; die Dinge werden ohne Bezug auf das Menschliche in ihren Beziehungen zueinander erfaßt; Ich, Welt und Schicksal stehen sich als unabhängige Größen gegenüber.

In dieser Zeit ist die Lyrik im alten Stil zur Lüge geworden. So weit die Dichtung wahr sein will, muß sie die veränderte Stellung des Ichs zur Welt in der Aussage widerspiegeln. Das Aufgehen der Seele und der Natur im Liede setzte das Fallen jeder Grenze von Subjekt und Objekt voraus. Der heutige Dichter aber steht der Welt gegenüber. Seine Aufgabe besteht in der Transfiguration der Dinge in die Einheit der Idee. Das ist seine Bestimmung. Er verwandelt unablässig den sachlichen Bezug zwischen den Dingen in das lebendige Schicksal der Seele in der Zeit; er befragt, mißt, deutet und wertet die Welt im Spiegel seines Inneren; sein Wort ist Anrede an die Wirklichkeit, ein Ruf der Verwandlung, der die fremde Welt unter den Anspruch der eigenen Seele stellt. Mit diesem Wandel des Geistes verändern sich auch die Formen der Aussage, die sich als bloße Chiffren langer denkerischer Bemühungen darstellen. In dieser Verwandlung in Geist und Form spiegelt sich das Schicksal des Künstlers insgemein. Sie zeigt, daß der Künstler in der Gegenwart nur noch im Zeichen dieser Abgeschiedenheit, Einsamkeit und Ausgestoßenheit denkbar ist. Das ist das Korrelat unserer geschichtlichen Stunde.

Dieses Schicksal des Dichters in unserer Zeit wird in einem vorzüglichen Sinne offenbar in Werk und Persönlichkeit Friedrich Georg

Jüngers. Das gilt nicht nur im Hinblick auf sein Buch »Rhythmus und Sprache im deutschen Gedicht«, 1952, wo der Dichter sich über die Regeln des Hervorbringens mit sich selbst verständigt, sondern wird faßbar als durchgehender Grundzug seines Wesens, das zwischen klarster Bewußtheit und irrationalem Schöpfertum sich ausspannt. Diese Spannung bestimmt die Eigenart seiner geistigen Existenz. Wie sehr Jünger diese Bewußtseinslage als ein überpersönliches Zeitschicksal erfährt, das beweist gerade sein Buch über »Nietzsche«, 1949, wo er im Bilde eines gewaltigen Geistes sein eigenes Dasein vorausgelebt findet. Nietzsche erscheint hier als der große »Unzeitgemäße«, an dem die Stellung des modernen Künstlers in sinnbildlicher Weise offenbar wird. Den unheilbaren Bruch zwischen Welt und Seele versuchte Nietzsche dadurch zu überwinden, daß er ihn in die ewige Dialektik von Geist und Macht auflöste. Doch damit war der Zwiespalt des modernen Bewußtseins noch nicht geheilt, aber die Tiefe der Kluft war in erschreckender Weise klar geworden. Es wurde die Aufgabe des Dichters, die Kräfte der Heilung zu bereiten.

Die Fragestellung Nietzsches nach dem Zusammenhang von Geist und Macht greift Friedrich Georg Jünger in seiner Schrift »Die Perfektion der Technik«, 1945 und 1949, wieder auf, kommt jedoch zu völlig neuen Ergebnissen. Er zeichnet dabei ein apokalyptisches Bild von der Überwältigung des Menschen durch diejenigen Kräfte, die er durch den technischen Fortschritt selbst entfesselt hat. War die Technik ehemals menschliches Mittel zur Ausbeutung der Erde, so ist der Mensch jetzt ihr Objekt, die Beute selbst geworden. Denn die Technik wird beherrscht durch ein furchtbares Eigengesetz, das der Mensch nicht zu steuern vermag. Ihr Ziel ist die »Perfektion«, das heißt »die maximale Entwicklung aller Möglichkeiten«. Um dieses Ziel zu erreichen, setzt sie sich über alle Schranken hinweg, auch über ihren Schöpfer, den Menschen. Die Perfektion der Technik bringt jedoch nicht nur die Möglichkeit der Weltbeherrschung, sondern auch die Gefahr der Weltzerstörung. Das All und das Nichts sind komplementäre Größen.

Ist der Mensch den Folgen dieses Prozesses blindlings überantwortet? Nein! In der Freiheit des Geistes besitzt er jederzeit die Möglichkeit der Besinnung und Rückwendung. Nicht im philosophischen Denken, aber in den Mythen der Griechen erkennt er die Offenba-

rung der unverrückbaren Gesetze des menschlichen Daseins. Jüngers Buch »Griechische Mythen«, 1947, zeigt den Dichter bei dem Bemühen, die Urphänomene der Schöpfung in festumgrenzten Gestalten darzustellen. »Heute, in einer Zeit, die dem Technischen viel einräumt, in einer Zeit der rationalen Planung, die alles umfassen, alles in sich einbeziehen möchte, drängen sich uns, wenn wir uns mit der Mythe beschäftigen, neue Fragen auf. Der Kampf zwischen Göttern und Titanen muß uns nun in einem neuen Lichte erscheinen. Das Titanische in seiner geistigsten Gestalt, in der des Prometheus nämlich, verdient unsere Aufmerksamkeit, denn hier liegt die Antwort, wie weit es eigentlich der prometheische Mensch treiben wird. Da die Anwendbarkeit, die Nutzbarmachung den homo faber, der eine vernutzende Spezies Mensch ist, so sehr beschäftigt hat, ist es gut, wenn wir über die Muße der griechischen Götter, des griechischen Menschen nachdenken.« Jünger fragt die Griechen nach ihren Urerfahrungen. In den Bildern des antiken Mythos gewinnt er einen neuen Zugang zu den Geheimnissen der Gegenwart. Fast Schritt für Schritt läßt sich die Übereinstimmung von mythischem Bild und philosophischer Überlegung feststellen. Klar und deutlich zeigt das die Figur des Prometheus. In ihr erscheint der Übermensch unserer Tage. Prometheus ist der Rastlose, Tätige, Kunstfertige, der ganz in seiner Arbeit aufgeht. Ihm gelingt manches, er genießt ein hohes Glück. Es ist das Glück des Wagens und Entdeckens. Seine Welt ist die totale Arbeitswelt. Seine Eigenheit bleibt es, »daß er seine Kraft auf das Höchste wendet, auf die Herrschaft, auf das Ganze der Macht. Er begnügt sich nicht mit dem Geringeren. Sein Geist strebt danach, sich hoch hinauf zu schwingen und alles zu umfassen. Er misst seine Kräfte unmittelbar mit denen des Zeus«. Jede Ehrfurcht ist ihm fern. Der Welt der Götter setzt er in kühnem Trotz seine eigene Welt entgegen. Er ist der »Urfeind des Zeus«, trotzig, herausfordernd, unreligiös. So kann er als Urbild des auf sich selbst gestellten Menschen der Arbeit erscheinen. Jünger jedoch stellt die Welt des Apollo und Dionysos neben die Welt des Prometheus. Der Welt der bloßen Arbeit antwortet die Welt der Kunst und der Ekstase.

Diese Doppelschichtigkeit der Welt ist auch das Thema, das alle Erzählungen Friedrich Georg Jüngers umkreisen. Das Vordergrün-

dige und das Unsichtbare stehen in fortwährender Beziehung, Wirklichkeit und Geheimnis begegnen einander auf vielen Wegen, ohne Unterlaß wirken hintergründige Kräfte auf die empirische Welt. Immer wieder treffen wir auf das Unerklärbare, denn alles, was uns umgibt, ist ein Spielfeld von Kräften, die ihren Ursprung im Metaphysischen haben. Jünger jedoch stellt das unmittelbar Gegebene und den schattenhaften Hintergrund nicht beziehungslos nebeneinander, sondern fragt nach den Zusammenhängen, die zwischen beiden bestehen. Der Novellenband »Dalmatinische Nacht«, 1950, sinnt dem unenträtselbaren Doppelgesicht des Menschen nach, das zugleich dem sinnlichen Genuß und der übersinnlichen Deutung zugewandt bleibt. Die Sammlung »Die Pfauen«, 1953, stellt Nietzsches Antithese von Geist und Leben bildhaft vor, wobei das ewig Zwiespältige im Mann der ungebrochenen Natur des Weibes immer neu begegnet; das Schicksal wächst aus dem Inneren des Menschen, denn dort schneiden sich die Linien des Bekannten und Unbekannten; in den Grenzsituationen von Liebe und Tod werden diese Zusammenhänge blitzhaft erhellt, so daß gerade in ihnen der Sinn des Ganzen gefunden werden kann. Der Roman »Der erste Gang«, 1954, zeigt am Bilde Alt-Österreichs, wie unter der scheinbar festgefühten Oberfläche staatlicher und menschlicher Ordnung Gewalten sich befinden, die oft aus geringfügigem Anlaß alle Fesseln zerreißen und sinnlose Zerstörung hervorrufen. Ein Gegenstück bildet der Roman »Zwei Schwestern«, 1956, wo der Mann aus der brutalen Aktualität des faschistischen Rom in die zeitlose Idylle einer Liebe flüchtet, die in antiker Unbefangenheit die Stunde genießt, ohne im Gewissen berührt zu werden. Doch Jünger erkennt die chaotischen Elemente nicht nur in der äußeren Welt, sondern erfährt sie als ständige Bedrohung in der eigenen Brust. Die Erinnerungsbücher »Grüne Zweige«, 1951, und »Spiegel der Jahre«, 1958, wenden sich aus der Idylle zurück in die beglückende Welt des Kampfes und schildern die Bändigung der dunklen Kräfte zur festen Ordnung der Persönlichkeit. Der Umfang der Erlebnisse, die Jünger gestaltet, ist sehr weit, er reicht vom klarsten Bewußtsein, das die Vorgänge mit wissenschaftlicher Exaktheit registriert, bis zum Traum und zur Ahnung, in denen längst abgetane Erfahrungen zu bedrohlicher Gewalt emporwachsen. Jeder Schritt führt tiefer ins Geheimnis,

jede Erfahrung birgt Unbewältigtes, jede Klärung wirft zahllose neue Fragen auf.

Das Geheimnis des Alltäglichen gibt auch den Gedichten Friedrich Georg Jüngers Glanz und Tiefe. Die Themen seiner Gedichte sind nicht aktuell, interessant, zeitverbunden, sondern liegen im zeitlosen Bereich des Elementaren. Die Elemente, die durch immer neue Verbindung und Mischung die unveraltbare Lebendigkeit und unzerstörbare Schönheit des Alls hervorbringen, sind Gegenstand der immer fortgesetzten Preisung. Schon der erste Sammelband »Gedichte«, 1934, beginnt mit einem Anruf des Feuers:

»O feuriger Strahl!
Der singende Schwan
Stürzt ab in den Tod.«

»Der Taurus«, 1937, ist ein Lobpreis der tellurischen Mächte, die die Welt stets neu mit Blüte und Frucht bekränzen. In »Missouri«, 1940, ist es das strömende Wasser, das das Nahe trennt und das Entfernteste verbindet. »Der Westwind«, 1946, stellt die Dinge unter den vergänglichen Hauch der unfaßbaren Luft, die den dunklen Gegenklang des Todes erzittern macht. Der Sammelband, der die vier ersten Zyklen vereinigt, »Gedichte«, 1949, bringt in einem Akkord die vier Elemente zum Erklingen, die Jüngers dichterische Welt bestimmen.

Sind so Feuer, Erde, Wasser und Luft die Bausteine, aus denen Jüngers Gedicht gefügt ist, so ist es doch das Wasser, mit dem Jünger die tiefste und geheimnisreichste Beziehung verbindet. Sie ergründen zu wollen, wäre eine vergebliche Bemühung. Wir können nur feststellen, daß, wo immer wir diese Bücher aufblättern, wir dem Wasser in den vielen wandelbaren Gestalten begegnen. Das ist kein Zufall, das ist kein bloßes dichterisches Motiv; die Bewegung des Wassers ist vielmehr der Ton, der die Dinge dem Rhythmus der Sprache einverwandelt, durch ihn wird diese Welt, die weitab von allem greifbar Gegenständlichen liegt, faßbares Gebilde. Wie weit diese Erfahrung in die Zeittiefe zurückgeht, beweist eine kleine Notiz, die sich in den »Gedanken und Merkzeichen« findet: »Die erste Erinnerung – das erste Licht, die erste Bewegung. Bei mir war sie Wasser, in dem ich badete, das von der Sonne durchleuchtet wurde. Diese erste Erinnerung ist

der erste Augenblick des Glücks, an den ich mich entsinne. Glück und Wasser – das fließt schon von Anfang an zusammen. Ufer und Inseln sind schon Versprechungen.« Erinnerung, Glück, Liebe, sie bleiben für immer mit dem Wasser verbunden.

War es da ein bloßer Zufall, daß der Dichter sich am Bodensee niederließ? Wie er selbst gesteht, zog er 1937 nach Überlingen »des Sees wegen, denn ich lebe gern am Wasser«. Hier lebt er noch heute, der Stadt auch durch persönliche Bindungen enger verknüpft, »dicht am Ufer, so daß ich den See sehe und höre«. Doch die persönliche Neigung ist noch kein Wert, der sich als objektives Maß ergreifen und einer lebendigen Gemeinde mitteilen läßt. Erst dort, wo die eigene Erfahrung, geläutert von allem Zufälligen, als Sinnbild des Ewigen aus der Tiefe wiederkehrt, wird sie Gebild, das der allgemeinen Teilhabe offen steht. Diese Verwandlung ereignet sich stets neu im Gedicht. In ihm verbindet sich die Erinnerung mit dem Gefühl für das Neue, Niedagewesene! Dieses hohe Glück findet im »Weinberghaus«, 1947, eine bezwingende und unvergängliche Aussage. In der kurzen Vorbemerkung, die der Dichter der neuen Ausgabe dieser Gedichte voranstellt, heißt es: »Das ›Weinberghaus‹ hält nicht nur Erinnerungen an eine seit Jahren dem Dichter vertraute Landschaft fest, es wahrt auch, geistig und räumlich, die Erinnerung an den Beginn einer neuen Lebensperiode. Der Leser findet hier die Landschaft des Bodensees.« Erst dieses Ineinander von Landschaft und Seele, festem Bild und eigener Bewegung, schafft jene Atmosphäre, in der See und Ufer in zeitentrücktem Glanze vor uns liegen. Es fehlt diesen Bildern ganz alles bloß Pittoreske, sie sind geistige Figuren, die Erscheinung und Wesen in wechselseitigen Bezug setzen. Dadurch kommt die Eigenheit dieser Welt in besonderer Klarheit zur Geltung. Sie wird aufgefangen im Spiegel des Wassers. Der Dichter selbst bekennt: »Alles Eigentümliche dieser Landschaft, vor allem ihre atmosphärische Besonderheit, ist eine Mitgift des Wassers. Wer am See lebt, kann sich dem Wasser nicht entziehen; es übt seine Macht auf ihn, eine in allem Wechsel unveränderliche Gewalt. Mir scheint, daß die Stimme des Wassers das Ohr übt wie keine andere, denn ich kann mich ihr nicht entziehen, und fern und nahe, leise und laut, hell und dumpf rinnt und rieselt sie in das Wachen und den Traum ein. Es ist die Wiederkehr in

ihr, die das Ohr so melodisch beschäftigt, und sie fordert den Vers heraus, der dem Gesetz einer rhythmischen Wiederkehr folgt. Ich wünsche wohl, daß dieser Zusammenhang auch dem Leser deutlich werde, daß es mir gelungen ist, etwas von diesem Wassergeiste in den Gang und Ton dieser Gedichte zu bringen. Und auch etwas von dem Lichte der Landschaft, die an klaren Tagen außerordentlich hell ist, weil der See wie ein gewaltiger Spiegel keinen Strahl verloren gehen läßt.«

So runden sich diese Gedichte zum Zyklus, in dem das Wasser diese Welt auffängt und die Dinge wundervoll vereinigt:

Dieser Kreis birgt ein Geheimnis,
Das ihn schließt und ihn erweitert.
Wer hier eintritt, spürt die Weise,
Die ihn wunderbar erheitert.

Es ist ein einziger Ton, auf den das ganze Leben gestimmt wird. Die gleiche Heiterkeit umfängt das Ferne und Nahe, menschliches Treiben und naturhafte Schönheit, die Feste der Stadt und die stillen Verwandlungen des ländlichen Daseins. Der Gang der Gezeiten des Jahres wird genau beachtet, denn gerade in der Wiederkehr des Ewig-Gleichen entfesselt das Leben die volle, seine bezaubernde Vielfalt. So ist der Zyklus auf den Gang der Jahreszeiten abgestimmt. In diesem ewigen Kreisgang verliert die Zeit ihren Sinn, und das Unendliche wird in die täglichen Begegnungen geborgen:

Runder als mit jedem Zirkel
Wurde hier ein Kreis begründet,
Dessen Mitte jener Punkt ist,
Der ins Zeitenlose mündet.

Nur auf dem dunklen Untergrunde der ständigen Verwandlung vermag das Irdische so zu beglücken und zu erheitern. Nur wo der Tod so nah droht, erscheint das Leben so süß, denn Vollendung und Sterben fallen immer zusammen. So ist die Vergängnis das innere Gesetz des Schönen:

Alles Liebliche ist flüchtig,
Alle Anmut muß entschwinden.
Darum wirst die höchste Anmut
Im Vergänglichlichen du finden.

Im gleichen Metrum, gestimmt auf den gleichen Ton, ihn nicht nur aufnehmend und erweiternd, sondern einen neuen Kreis bildend, schreitet der Dichter durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter am See. Ihn begleitet kein Plan, drängt keine Absicht, sondern er bringt nur zum Erklingen, was sich seinem liebenden Herzen erschließt. Anfang und Ende bleibt ein unendlicher Lebensglaube, ein unermeßliches Vertrauen: Es sei wie es wolle, es ist doch so schön! Nur wer sich in solchem Glauben den Dingen anheimgibt, vermag die kalte Fremde zur Heimat der Seele zu verwandeln. Niemand vermag sich dieser metrischen Bewegung zu entziehen, wenn Geist und Ohr sich in ihren Gang ganz eingewiegt haben.

Diese Erkenntnisse, sehr verehrter Herr Jünger, haben das Preisgericht bewogen, Ihnen den Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen 1955 zuzuerkennen. Die Stadt Überlingen ehrt in Ihnen den Dichter, der in seinem lyrischen Schaffen ein zeitloses Bild von Landschaft und Gemeinde am See entworfen und ihr tägliches Tun mit dem Unvergänglichlichen in eine unzerstörbare Verbindung gebracht hat. Dafür dankt Ihnen die Stadt Überlingen an diesem Tage. Mir als Sprecher des Preisgerichtes sei es gestattet, den Dank mit dem Wunsche zu verbinden, daß der Wiederklang des Wellenschlags am Bodensee Sie noch zu vielen schönen Werken beglücken möge.

1955 Dr. Friedrich Georg Jünger, Überlingen, für sein lyrisches Werk

* 1898 in Hannover,

1916 Kriegsfreiwilliger, schwer verwundet, Jurastudium in Leipzig und Halle, 1923 Promotion, ab 1926 als freier Schriftsteller in Berlin, von 1941 an in Überlingen,

† 1977 in Überlingen

Friedrich Georg Jünger: Gedichte. 80 Seiten. Widerstands-Verlag, Berlin 1934

Friedrich Georg Jünger: Die Titanen. 127 Seiten. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt 1944

Friedrich Georg Jünger: Die Perfektion der Technik. 157 Seiten. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt 1946

Friedrich Georg Jünger: Das Weinberghaus. 64 Seiten. Verlag Hans Dulk, Hamburg 1947

Preisverleihung 22. Mai 1955, Laudatio von Eugen Thurnher